3. Zwiespalt.

Wenn Karl Martell die Sachsen und Hessen zum Verhör vorlud, so geschah dies keineswegs in der Absicht, deren Schuld oder Unschuld im Sinne der päpstlichen Verordnung zu erfahren. In viel wichtigeren Vorgängen beachtete er die Vorstellungen und Weisungen des Papstes gar nicht. Ein Mann, der stets die Kriegsrüstung trug und alle Fragen mit dem Streithammer zu lösen pflegte, hatte für die kirchliche Bußdisziplin und deren Durchführung kein warmes Interesse. Ihm galt nur der politische Hintergrund dieser Angelegenheit. Nach seiner Vermutung waren Kauf und Opferung hessischer Sklaven von den Sachsen nur deshalb herbeigeführt worden, um sein Einschreiten gegen religiöse Gebräuche des Heidentums zu veranlassen. Die Bestrafung der hessischen Frilinge wegen ihrer mittelbaren Teilnahme am Götzenopfer sollte den Sachsen die Absicht der Franken beweisen, den urdeutschen Väterglauben auszurotten und die Götter zu vernichten. Die vier Ada-

linge oder Stammeshäupter hatten sich nur darum als Eideshelfer der Hessen eingefunden, um bei den Gerichtsverhandlungen Gegensätze und Äußerungen zu veranlassen, welche geeignet waren, den stets unter der Asche glühenden Christenhaß des Sachsenvolkes zu lichten Flammen anzuschüren. Nach solcher Auffassung hätte Karl Martell den beabsichtigten Anlaß zur Volksverhetzung wirkungslos machen können, indem er die Anklage gegen die Hessen einfach niederschlug. Weil er jedoch die Kriegslust der Sachsen, deren Raubsucht und Christenhaß kannte, so wollte er die Gelegenheit benützen, um über die inneren Vorgänge im Sachsenlande Näheres zu erfahren. Nun gaben die Ankunft des Herzogs von Aquitanien und dessen Unglücksbotschaft der Stellung Ostfrankens zum deutschen Heidentum eine Bedeutung, welche den Fortbestand des Reiches der Franken, sogar des Christentums in Frage stellte. Martell erkannte sofort die Gefährlichkeit der Lage, und machte den Fürsten gegenüber aus seinen Befürchtungen kein Hehl.

Von den zur Versammlung berufenen Reichsgroßen waren bereits einige mit ihren Grafen erschienen. Zu den Mächtigsten gehörte Milo, Erzbischof von Trier und Rheims. Er bildete das vollendete Muster eines Staatsbischofes jener Zeit. Obwohl er sich, durch das Machtgebot des Majordomus und den Kirchengesetzen zuwider, im Genusse der reichen Ein-

künfte genannter Bistümer befand, hatte er keine Priesterweihe, sondern nur die Tonsur empfangen, welche nach Karls Auffassung für den Staatsbischof genügte. Er war verheiratet, dazu ein so übel beleumundeter Wüstling und Tyrann, daß ihn der heilige Bonifatius wiederholt beim Papste verklagte. Wegen seiner kriegerischen Gesinnung und persönlichen Tapferkeit an der Spitze einer starken Streitmacht, stand er am Hofe Karls in bedeutendem Ansehen. Sein Urteil in politischen Dingen war auch deshalb von Gewicht, weil es zugleich den Standpunkt seiner ganzen Familie ausdrückte, und diese war mächtig in Ost- und Westfranken. Martell pflegte seine tapfersten Kämpen dadurch zu belohnen, daß er sie auf erledigte Bischofsstühle setzte, um ihnen die Einkünfte der Kirchengüter zu verschaffen. Dafür waren diese Laienbischöfe pflichtig, bei Kriegszügen an der Spitze der Vasallen des Bistums zu erscheinen. Milos Vater war Bischof und Herzog, sein Großoheim war Bischof und Graf, sein Bruder war Graf und Bischof, und alle seine übrigen Verwandten begleiteten hohe Ämter im Reiche. Daher Milos großer Einfluß am Hofe Karls.

Während des Mahles, das Herzog Karl am Abend den Reichsfürsten gab, bildete die Überschwemmung Westfrankens durch die Sarazenen den einzigen Gegenstand lebhafter Unterhaltung. Alle befremdete das gegenwärtige Verhalten Martells. Seiner Gewohnheit

entgegen, bei feindlichen Angriffen oder Empörungen sofort den Heerbann aufzubieten, verhielt er sich diesmal abwartend. Ohne seinen allzeit schlagfertigen Streithammer mit einem Finger zu berühren, schien er vorerst die Ansichten der Reichsgroßen hören zu wollen.

Milo, dessen Bistum Rheims der Ausplünderung und Verwüstung durch die Sarazenen ausgesetzt war, forderte unverweiltes Aufgebot der ganzen Waffenmacht Ostfrankens. Hierin wurde er kräftig unterstützt durch Herzog Eudo von Aquitanien, sowie durch den beweibten Bischof Gerold von Mainz, einem kriegerischen Haudegen. Herzog Theodebald von Alemannien hingegen und die Grafen von Thüringen bekundeten nicht die mindeste Neigung zu einer Heerfahrt nach dem weitentlegenen Westfranken. Durch solche Widersprüche, sowie durch die fast ablehnende Haltung Karls gereizt, wurde Milo dringend bis zur Heftigkeit.

„Hier gilt kein Schwanken, kein bedenkliches Zaudern!“ rief er. „Dem ganzen Reiche der Franken droht Gefahr, von den Völkermassen der Mohammedaner überwältigt und zerstört zu werden. Jedermann, der bei solcher Gefahr zögert, zum Schwert zu greifen, ist entweder ein Verräter, oder ein Feigling.“

Bei den letzten Worten blickte er den Herzog Theodebald scharf an, dessen Vater Godefried die

Unabhängigkeit Alemanniens von den Franken erstritten, bis Karl Martell das Herzogtum wieder dem Frankenreiche unterworfen hatte. Daher Milos angedeuteter Argwohn gegen den Fürsten der Alemannen.

„Was Ihr gesagt, Herr Bischof, hinkt auf einem Bein," erwiderte Theodebald, welcher die Andeutung sehr wohl verstand. „Wer gegen die Mohren nicht ziehen will, muß nicht gerade ein Verräter, oder gar ein Feigling, er könnte auch ein kluger und verständiger Mann sein. Wir Alemannen haben in weit fernen Landen kein Eisen im Feuer liegen, wie Ihr im Bistum Rheims. Mutet uns nicht zu, durch eine lange Heerfahrt alle waffenfähige Mannen unserer Heimat zu entziehen, um sie lauernden Feinden wehrlos preiszugeben."

„Ganz richtig, — getroffen!" bestätigten die Thüringer.

Auch Karl nickte beistimmend.

Milo bemerkte das Kopfnicken des Majordomus und stutzte.

„Verzeiht, Herr Theodebald, so war es nicht gemeint!" begütigte Milo. „Ich redete nur von solchen Leuten, welche die ungeheueren Gefahren zwar erkennen, dennoch aber sich ablehnend verhalten. Ihr hingegen beurteilt die Sachlage falsch. Erlaubt, daß ich Euch ein helles Licht anzünde."

Er tat aus dem Weinhumpen einen langen Zug und fuhr fort: „Durch erprobte Auskundschafter meiner Diözese Rheims erfuhr ich vor zwei Tagen, die Sarazenen hätten dermalen einen Eroberungszug unternommen, der vom Kalifen in Damaskus erdacht wurde. Hochmütig von ihren vielen Siegen in Asien und Afrika, berauscht durch die Eroberung Aquitaniens, rühmen sich die Moslemin, im Laufe eines Jahres ganz Europa zu unterwerfen, indem sie dasselbe von Osten und Westen zu gleicher Zeit angreifen. Während der Statthalter des Kalifen in Spanien, der kriegskundige Abderrhaman, einige hunderttausend Sarazenen über die Pyrenäen führte und bereits Südfrankreich eroberte, bestürmen im Osten eine starke Flotte und ein großes Landheer das Reich der Griechen. Ich muß gestehen, ein solcher Kriegsplan macht dem Kalifen alle Ehre. Uns aber macht es keine Ehre, wenn wir diese Gefahr gänzlicher Vernichtung verkennen und tatlos die Muselmanen vordringen lassen. Weiter berichten meine Kundschafter, in der Gewißheit ihres Sieges und der Eroberung von ganz Westfranken, hätten die Sarazenen ihre Weiber und Kinder gleich mitgenommen, um sich in den eroberten Gebieten häuslich niederzulassen."

„Davon bin ich Augenzeuge," bestätigte Eudo. „Nach der unglücklichen Schlacht verweilte ich im verborgenen noch einige Zeit in Aquitanien. So konnte

ich wahrnehmen, daß allenthalben in Dörfern, Weilern und Städten die Mohren sich ansiedelten, nachdem sie die Christen erschlagen, vertrieben, oder zur Sklaverei gezwungen hatten."

„Weiter berichteten meine Kundschafter, zur Begünstigung dieser Ansässigmachung der Muselmanen habe Abderrhaman seinen Vormarsch unterbrochen. Dagegen schicke er fortwährend Reiterscharen auf Raub aus in jenen Gebieten, die noch unbesetzt und nicht ausgeplündert sind. Zugleich erfuhren meine Kundschafter, daß im nächsten Frühjahre Abderrhaman viele Tausend frischer Truppen aus Afrika und Asien erwarte. Dann werde er seinen Eroberungszug mit einer so ungeheueren Menge tapferer Muselmanen fortsetzen, daß ihm keine Macht der Erde widerstehen könne. — — Jetzt frage ich," schloß Milo mit erhobener Stimme, „ist es nicht eine Forderung des gesunden Menschenverstandes, ohne Weile zum Schwert zu greifen und den Feind zu vernichten, bevor er unüberwindlich geworden?"

„Gleichen Bedünkens bin auch ich," versicherte Gerold von Mainz.

„Zu den Waffen!" rief Bischof Ragenfried von Köln.

„Und ich frage: Ist es erlaubt und nicht ein Verstoß gegen gesunden Menschenverstand, Weib und

Kind, Hab und Gut schutzlos einem sehr nahen und darum gefährlicheren Feinde preiszugeben, der ebenso wütend und mordgierig ist, wie die fernen Mohren?" rief Herzog Theodebald. „Beantwortet meine Frage, Herr Milo!"

Die Tischgenossen betrachteten verwundert und verständnislos den Fragesteller.

„Von welchen Feinden redet Ihr?" forschte Milo.

„Von den Sachsen und den Friesen," antwortete mit der Miene sicherer Kenntnis der Herzog.

Die Fürsten bemerkten neuerdings Karls beifälliges Kopfnicken und staunten.

„Ja, darin liegt die große Schwierigkeit," nahm der Majordomus in düsterem Ernst das Wort. „Was Herr Theodebald angedeutet, ist kein bloßes Vermuten, sondern tatsächliche Gefahr. Torheit wäre es, unsere Waffen nach Westfranken zu tragen, und das Ostreich den Verwüstungen sächsischer Mordbrenner wehrlos zu überantworten. Wollen wir die zahllosen Massen der Sarazenen siegreich im Kampfe bestehen, so müssen wir unsere ganze Waffenmacht zusammenraffen. Kein Volksstamm des Ostreiches darf sich von der Heerfahrt ausschließen. Ob das Sachsenvolk und die Friesen einen Krieg beschlossen haben gegen Austrasien, hoffe ich morgen mit Sicherheit zu erfahren. Der gewonnenen Erfahrung gemäß werden wir handeln."

Nach diesen Worten erhob er sich und verließ den Saal.

Karlmann hatte dem Mahle beigewohnt und war dem Laufe der Unterhaltung mit großer Aufmerksamkeit gefolgt. Beim Betreten seiner Kammer wiederholte er Pippin, der bereits im Bette lag, die widersprechenden Ansichten der Reichsgroßen, und bedauerte die schwankende Haltung des Vaters.

„Recht hat der Vater!“ behauptete Pippin. „Wir sind nicht stark genug, zwei mächtige Feinde zu gleicher Zeit zu bezwingen. Die nahen Sachsen und Friesen sind uns gefährlicher, als die fernen Mohren. Also kommen zuerst die Sachsen und Friesen an die Reihe, darauf die Mohren.“

„So geschwind geht das nicht, mein guter Junge! Die Sachsen und Friesen bilden zusammen eine gewaltige Macht. Der Krieg könnte sich in die Länge ziehen und den Mohren Frist gewähren, ganz Westfranken zu unterwerfen. — — Gäbe es doch Mittel und Wege, die Sachsen als Kampfgenossen gegen die Sarazenen zu gewinnen!“

Pippin lachte hell auf.

„Karlo, laß dir sagen, du findest eher Mittel und Wege, den Teufel zu gewinnen, als die Sachsen.“

„Dein Spruch muß falsch sein, weil Menschen keine Teufel sind. Alle Menschen lassen sich durch

Vorteile bestimmen. Es handelt sich nur darum, für die Sachsen und Friesen solche Vorteile zu finden, daß sie sogar verlangen, mit uns die Heerfahrt unternehmen zu dürfen."

Pippin erwiderte nichts. Er legte sich auf die andere Seite und überließ dem Bruder die Lösung einer unlösbaren Aufgabe.

Nachdenkend ging Karlmann im Zimmer hin und her, eifrig beschäftigt, die wunderbaren Mittel und Wege zur Kampfgenossenschaft mit den Sachsen zu entdecken. Dann saß er lange grübelnd auf der Bank. Beim Schimmer des Nachtlichtes spiegelte sich auf seinem Gesicht anstrengende Geistesarbeit. Mit einem Male leuchtete es auf in seinen Augen, sein Mienenspiel strahlte vor freudiger Überraschung.

„Gefunden, — ich wage es!" sprach er unternehmend.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS